Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 23 (1919)

Artikel: Zornigelis Himmelfahrt
Autor: Merz, Eduard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571442

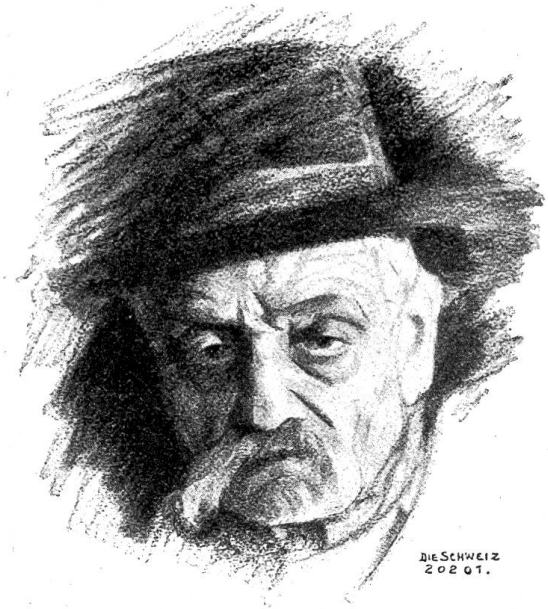
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Arthur Girard, Grenchen. Tessiner Bauer, Zeichnung.

nen Seiten plätschern da mehrere Bächlein zusammen, die sich vereinigt durch den Brühl ziehen. Die Wiesen gehören mehreren Bauern, und von ihren Vätern hatten sie Brauch und Recht geerbt, das Wasser der Reihenfolge nach je eine Woche lang auf ihr Land zu leiten.

Einst aber lebte ein kleiner verschmitzter Bauer, der sich oft zur Nachtzeit aufmachte, an den Brettern hantierte und das Wasser auf seine Wiesen leitete, wenn die andern an der Reihe waren. Dafür aber mußte er büßen; denn als er gestorben war, sahen ihn Vorübergehende oft aus dem Grabe steigen, gegen den Brühl schwanken, seinen Kopf unterm Arm tragend. So mußte er sein Land wässern, bis der Tag graute.

Lenker Gemsjäger.

Ein Lenker Gemsjäger ging einst, vor früheren Zeiten, nach dem Wallisberg auf die Jagd. Den ganzen Tag strich er in den Flühen umher, und am Abend kam er zu einer Hütte, von der sich die Leute erzählten, daß es darin spuke. Doch unerschrocken machte er sich ein Feuer zurecht und schaute in die prasselnde Glut. Da — es mochte Mitternacht sein — hörte er einen Wagen rasseln und gegen die Hütte zurollen und Pferdegetramp. Er horchte auf. Totenstille. Nach einer Weile aber stöhnte eine klägliche Stimme: „Hätt i nume mis Bielteli! Hätt i nume mis Bielteli!“ „So nimm's is Tüfels Name!“ schmetterte ihr der Jäger entgegen. Damit sprang er auf, warf den Lodenhut auf den Scheitstock, schnellte das Gewehr an die Achsel und stand schußbereit. Denn schon war die Türe aufgesprungen, und ein Mann mit geschwungener Axt und glühenden Augen grätschte vor ihm. Die Axt sauste und spaltete den Scheitstock bis auf den Boden. Ein Schuß. Der Geist war verschwunden. Aber eine gequälte Stimme stöhnte: „Gimmer nume noch ina!“ Der Jäger schaute sich um und blieb still. Von jetzt an war der Spuk in der Hütte gebrochen.

Zornigelis Himmelfahrt.

Skizze von Eduard Merz, Rorschach. Nachdruck verboten.

Es war einmal ein kleiner Junge. Die Leute sagten, er sei ein Schlingel, und der Lehrer sagte es auch. Der kleine Junge saß in der zweiten Bank. Er faulenzte immer, oder er heftete die Haarbänder der kleinen Ella mit Reißbrettstiften an die Banklehne. Dem Lehrer stahl er Oblaten aus einer Zigarrenkiste, und einmal brach er sogar am Harmonium den Knieschweller entzwei. Auf der Straße fluchte er beständig wie ein alter Kiesfuhrmann und schrie bei jeder Gelegenheit nach seiner Mutter. Darum sagten die Leute und der Lehrer, der Fredi Hiller sei ein Schlingel. Die andern Buben nannten ihn nur das „Zornigeli“, weil er mit dem Lineal nach den Mädchen schlug, wenn sie ihn neckten. Und dann kam jedesmal der Lehrer und gab ihm eine Tatze, worüber das Zornigeli weinte. Nachher saß der Lehrer immer mit seinem Stecken auf die vorderste Bank, spitzte das böse Haselholz, biß die Spitze ab und spitzte es dann wieder, damit er es wieder abbeißen konnte.

Dem Zornigeli ging es sehr schlecht in der Schule; denn er wurde immer vom Lehrer geschlagen, obgleich er die besten Aufsätze schreiben und die Geschichte vom Jesusknaben und dem bösen Judas am

schönsten erzählen konnte. Einmal aber weinte Zornigeli wie noch nie. Der Lehrer hatte ihn geschlagen, und er hatte doch nichts Böses getan. Und der Lehrer sagte, er hätte ihm vor der Stunde die Tabakspfeife zerbrochen, die er immer auf dem Fenstersims liegen hatte. Der Fritz Seiler hätte ihn gesehen.

Zornigeli hatte den Lehrer groß angeschaut und kein Sterbenswörtlein gesagt. Da langte der Lehrer das böse Holz hervor und gab ihm vier Tatzen, vier, und dazu noch ganz vorne auf die Fingerspitzen, wo es am meisten weh tut. Zornigeli biß die Zähne aufeinander, krümmte sich und schnitt verzweifelte Gesichter. Aber er heulte nicht. Er konnte nicht. Er dachte nur daran, wie er den Fritz Seiler nach der Schule verhauen wollte, denn der war sein größter Feind. Aber als er wieder an seinen Platz ging, da wurde ihm erst die ganze, große Ungerechtigkeit des Lehrers klar, und er fing an leise zu schluchzen. Und als der Lehrer hinaus mußte, weil es geklopft hatte, da drehte sich die kleine Ella um und sagte: „Ach du, hör' doch auf zu weinen, Fredi, da hast meinen schönen Apfel!" Der Fredi nahm den Apfel an, während ihm die Tränen über die Backen kugelten. Er sagte nichts, aber er blickte die Ella so dankbar an, daß sie ganz rot wurde.

Fredi hörte auf zu schluchzen, und mit nassen Augen schaute er in den hellen Sommertag hinein, dessen goldene Lichtflut leuchtend durch das offene Fenster in das Schulzimmer rieselte. Man sah durch dieses Fenster nur ein großes Stück Himmel und sonst gar nichts. Und dieses Stück Himmel war so blau, fast so blau wie das Kleidchen der kleinen Ella.

Und der Fredi schaute, schaute in den blaublauen Himmel.

Und da war auf einmal ein goldenes Tor. Das ging auf, und eine wunderschöne Frau kam heraus. Die hatte goldene Haare bis auf den Boden, und obenauf trug sie einen glänzenden Reif. Die Frau kam auf den Fredi zu und beugte sich zu ihm. Sie schaute ihn an aus zwei Augen, die waren so klar und hell wie zwei Bergseelein, und der arme Bub bettelte: „Du, nimm mich mit, ich möchte so gar gerne einmal in den Himmel, wo

Arthur Girard, Grenchen. Weiblicher Studienkopf, Zeichnung (1916).

die goldigen Blumen stehen." Hinter dem goldenen Tor war nämlich der Himmel mit den Wunderblumen; das hatte ihm seine Mutter gesagt.

Und die feine Frau mit den langen, goldenen Haaren küßte ihn und nahm ihn mit in den Himmel.

Sie gingen durch das goldene Tor, und dahinter war eine große Wiese mit vielen, vielen Blumen. Da waren vier Goldengelchen, die spielten Ringelreihen. Und sie schritten über die Wiese. Dann kam ein schwarzer Wald. Da drinnen war das Kuchenhäuschen; es roch eine Stunde weit nach Biberfladen, und der Hänsel und die Gretel kamen grad heraus und knabberten jedes an einem großen Lebkuchen.

Sie schritten schweigend durch den Wald. Dahinter, da war ein tiefes, tiefes Wasser. Das war grün, und goldene Fische schwammen darin. Und wenn man das Wasser lange anschaute, dann wurde es rot und dann violett, und auf einmal sah Fredi tief hinunter bis auf den Grund. Und dort unten schliefen traurige Blumen, und zwischen ihnen lag ein gläserner Schrein. Drinnen aber lag ein wunderliebliches Königskind, und das war tot.

Da wurde der Fredi traurig, und er

ſtreckte die Hände gegen das ſtille Waſſer aus. Da verſchwand auf einmal der Zauberſee mit den ſchlafenden traurigen Blumen und dem Königskind im gläſernen Schrein, und Fredi ſtand im Garten mit den goldigen Blumen. Die feine Frau mit den goldenen Haaren hielt ihn an der linken Hand, und an der Rechten führte er ſein Königskind; das lebte wieder und war die kleine Ella.

Und die goldigen Blumen hatten feine Stimmchen, und ſie neigten ihre Köpfchen gegeneinander zu und flüſterten erſtaunt: „Du, ſchau, das iſt der Fredi!“, und ein ganz dünnes Silberſtimmlein fragte leiſe darein: „Und das iſt doch die kleine Ella, die ſo lange in dem tiefen Waſſer liegen mußte?“

Und da gab die Frau mit den goldenen Haaren dem Fredi wieder einen Kuß, und er ſaß wieder in der zweiten Bank und ſchaute immer noch in den blaublauen Himmel hinein ...

† William Wolfensberger.

Mit Bildnis.

Nicht ganz dreißig Jahre alt, iſt der Pfarrer von Rheineck (St. Gallen), William Wolfensberger, dahingegangen, ein Opfer jener verhängnisvollen Seuche, die in dieſen Tagen ſo manches Leben in der Blüte fällt. Seelſorger und Poet hatten in dieſem feinen Menſchen ihre innige Verbindung eingegangen. Der eine empfing vom anderen, und die Trauer ſeiner Gemeinde, der er nur anderthalb Jahre lang angehören durfte, legte Zeugnis dafür ab, daß man ſich dieſer beſonderen Art ſeines Weſens dankbar bewußt geworden war.

Unſers Herrgotts Rebberg hat Wolfensberger ſein erſtes Werkchen genannt, Religiöſe Miniaturen ſein zweites. In dieſen ernſten, ſchwerblütigen Erzählungen gibt es ſchon Spuren der Ueberwindung durch einen heimlichen Humor. Von aufrichtiger Frömmigkeit getragene Strophen feſſeln durch ihre ſtarke Empfindung. Eine dritte Sammlung, Lieder aus einer kleinen Stadt, iſt ſoeben herausgekommen. Sie iſt reich an Anzeichen für eine Entwicklung zur reinen Stimmungslyrik, zum allgemein gültigen Ausdrucke.

So hinterläßt der Hinſchied des jungen Poeten Hoffnungen und Verſprechungen. Sie werden ſich in der Geiſterwelt erfüllen, wo wir uns nach unſerer Neigung weiter entwickeln und der Dichter berufen iſt, in der Seligkeit wirklicher Freiheit zu wandeln und nach ſeinem Herzen die Herrlichkeit Gottes und ſeiner Schöpfung zu künden.

Victor Hardung, St. Gallen.

Neue Schweizer Lyrik.

Unſere erſte lyriſche Betrachtung des neuen Jahres hat einem allzu früh verſtorbenen Schweizer Poeten, dem ſympathiſchen Dichterpfarrer William Wolfensberger von Rheineck und ſeiner ſchönſte Hoffnungen erweckenden, letzten Gabe „Lieder aus einer kleinen Stadt“*) den verdienten Tribut freudigſter und ehrenvollſter Anerkennung zu entrichten. Schon in ſeinem reizvollen Büchlein „Religiöſe Miniaturen“ (Heilbronn, Eugen Salzer, 1917) hat ſich Pfarrer Wolfensberger mit einer Reihe kleiner Gedichte in Mundart und Schriftſprache als ein überaus feingeſtimmtes, tief und voll empfindendes Dichtergemüt offenbart, und die uns heute als beſtes Vermächtnis des Menſchen und Liedkünſtlers vorliegende Spende, die unvermutet ſeine „letzte Ernte“ bergen ſollte, hat dieſen Eindruck beſtätigt und beſtärkt. Umſo bedauernswerter iſt es, daß dieſe wohltemperierte, klangvolle Dichterharfe nun für immer verklungen iſt!

Wolfensberger ſingt uns von des Erdenlebens Luſt und Leid, wie es mit ſanftem Flügel in den ſtillen, verträumten Gaſſen ſeines Rheinſtädtchens ſeinen eigenen Herd geſtreift hat, die ſchlichte, harmoniſch abgeklärte Weiſe des echten Poeten. Was er in ſeinen einfachen, naturfrohen Liedern ſchaut und geſtaltet, das erweitert ſich vom Schickſal der eigenen Seele zum Sinnen und Fühlen der Menſchheit. Wundervoll iſt es dem poetiſchen Pfarrherrn von Rheineck gelungen, dieſe Stimmen des Lebens, die ihn ſchaffensfreudig erfüllten, zum eigenſten, perſönlichſten Bekenntnis, zum Liede voll

*) Mit Buchſchmuck von Fritz Wettler. Zürich, Schultheß & Co., 1918.